

Nr. 129 Bydgoszcz, 7. Juni Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(15 Fortsetzung.)

25.

Merkwürdig fügt es der Herrgott manchigsmal. Haben sie nicht die halbe Kramerei auf den Schubkarren laden wollen, und hat nicht gerad das Seppele gemeint, er müsset gegupft sein, früher gingen sie nicht von der Hochzeit fort? Und jetzt liegt es selber auf dem Garling, und der Wagen ist gar nicht gegupft, haben sich die Brüder früher aus dem Staub machen müssen, ehe ihnen ein geringes Ding zwischen die Finger gekommen ist. Eine Bleikugel, ja, die tragt das Seppele in seinem Halse mit, das ist alles. Sie haben ihm aus Gras ein Lager gemacht, darauf liegt es, ist geduldig und brav, nur selten kommt von ihm ein stilles Gejammer, wenn ein Rad arg an einen Stein anstoßt.

Nikolaus Tschinderle hat sich vorn eingespannt, Krummhändl und Elias schieben sich nach, und sie laufen auf das Gebirg zu. Das Seppele hat es dem Hauptmann noch in Gemünd in das Ohr gewispert, er möcht zurück auf die Alm, nur nicht herunten sterben bei wildfremden Leuten, und tun sie ihm halt seinen Willen und eilen hinauf in das Gebirg, und keiner weiß, welches End das nehmen wird. Ein Wundarzt kann ihnen nicht helfen, da müßten sie hinein nach Sankt Herberg, es bleibt ihnen nichts außer dem Weg in das Gebirg.

Tapfer beißt das Seppele die Zähne zusammen, was tät das Klagen auch nützen, es möcht nur die drei Gäule an dem Karren verdrossen machen. Das Seppele greift auch nicht hin zum Hals, tropft es dort oder tropft es nicht, der Herrgott wird schon wissen, wie es richtig sein muß.

Bei einem Brunn, wo der Hauptmann den Fetzen wieder in das kalte Wasser getunkt hat — ja, bei jedem Brunn halten sie an —, da hat das Seppele gar Macht zu einem kleinen Gespött:

„Ist doch . . .", keucht es, „zu etwas gut . . . mein Kropf . . ."

Drei Brunnen weit redet er dann nicht mehr und ist auch still beim Bach vor dem Wirtshaus „Am Berg". Auf diesem Wegstück hat das Seppele zu schauen, daß ihm die Augen übergehen. Nie in seinem Leben hat es etwas so Wunderbares gesehen. Ist zwar der Altar in der Wallfahrtskirche Maria-Hilf, wo es einmal als Bübel gewesen ist, über und über voll Gold, und die Heiligen sind prunkvolle Herren, daß man sich beinah fürchtet, das Aug zu ihnen zu heben, sind wie Könige und Fürsten, nicht aber wie arme Fischer, Zeltweber, Soldaten und Bauern, aber was ist der Altar von Maria-Hilf gegen das, was das Seppele in dieser Nacht schauen darf.

Es hat sich der finstere Himmel aufgetan, und da drin ist nun alles von einem heiligen Geglänz, daß man die Augen erst daran gewöhnen muß. Da steht die Muttergottes auf einer goldenen Wolke, und sie hat das Jesuskind auf dem Arm, und die Heiligen stehen um sie herum, sie haben lauter bekannte Gesichter, aber gewandt sind sie auf herrliche Weise, und um ihre Köpfe fliegen die kleinen Engel wie silberne Schmetterlinge. Oh, ist dieser himmlische Schein ein Geleucht! Und jetzt, jetzt macht die Muttergottes den Mund auf, sie will etwas sagen, und man muß sich recht anstrengen, daß man es ja versteht. „Komm!" Hat sie nicht „Komm!" gesagt? Ich bin ja nur ein Räuber, und der Himmel ist mir versperrt. „Siehst du nicht, daß er für dich offen ist?"

Das Seppele bettelt um keine Labung, so ist es besser, sie schleichen bei dem Wirtshaus „Am Berg" vorbei. Nikolaus Tschinderle möchte nicht, daß sich die Leute heimlich die Hände reiben; und das werden sie tun, wenn sie Räuberblut sehen.

Höher oben, ach, es ist eine traurige, mühsame Fuhr, hört Nikolaus Tschinderle auf einmal, wie ihn das Seppele ruft. Wo nimmt der noch die Stimm her? Wie ist es wieder wach geworden aus dem halben Gestorbensein?

„Nach . . . Maria . . . Schnee . . ." bittet das Seppele.

Soll seine letzte Freud haben, es ist nur ein geringer Umweg über das Waldkirchel hinauf zur Alm. Und sie biegen ober Lärchgreuth hinein in den Wald, schon leuchtet ihnen die erste Frühhelle voran. Es ist ein gutes, ein leichtes Fahren auf dem Moosboden, als wär der weiche Weg eigens für sie bereitet, und das Seppele leidet keinen Schmerz, bis hin zu Maria-Schnee.

Ist seit Fronleichnam noch immer offen, das Kirchel, und die Brüder schieben den Garling so nah an das schmale Tor, daß das Seppele hinschauen kann zum Altar.

„Die Wegzehrung . . ." seufzt es, „wenn ich . . . die . . . haben könnt . . ."

Man muß kein Wundarzt sein, daß man sieht, wie es zu End geht mit dem Seppele, ist über und über voll Blut und das Gesicht schon weiß wie Leinwand. Muß ja schon ganz ausgeronnen sein, und ist noch immer bei Sinnen. Ein Wunder begibt sich hier, es kann nicht anders sein.

Die Wegzehrung möcht er, ach, Seppele, um was bittest du da? Keine geweihte Hand ist unter uns, die sie dir reichen könnt. sind alle befleckt von Sünden. Mußt schon ohne geistlichen Beistand in die Höll fahren. Es gibt auch keinen Kelch in Maria-Schnee, und hätten sie hier einen verwahrt gehabt, der erste wärest du gewesen, der ihn geschnappt hätt. Ja, ja, du armes Seppele, für jeden Sünder kommt ein Zahltag. Du gehst uns voran, uns wird das bittere Sterben nicht erspart bleiben.

„Bet . . . mir . . . was . . . vor . . ." bittet Seppele den Hauptmann.

Wie lang hat man nicht mehr gebetet, und hat noch vor kurzem geglaubt, es könnt einem nie wieder ein frommes Wort auf die Lippen kommen. Kann man aber einem Bruder in der letzten Stund etwas versagen? Man kann es nicht, man darf es nicht. Und Nikolaus Tschinderle hebt an zu beten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel . . ."

Es ist zuerst wohl wie mit einem rostigen Schloß, schwer nur dreht man das erste Mal nach langer Zeit darin den Schlüssel um. Aber dann hilft einem eine heimliche Gnad, und auch Nikolaus Tschinderle ist bei dem letzten Amen ein anderer Mensch.

„Ein . . . wenig . . . Angst . . . hab . . . ich . . . wohl", flüstert das Seppele.

„Hab keine Angst", tröstet ihn der Hauptmann. Es wundert ihn selber, woher kommt auf einmal der fromme Mut zu ihm? „Gott ist barmherzig."

Das Seppele lächelt glückselig, schon brechen ihm die Augen.

„Deine Sünden sind dir vergeben", spricht Nikolaus Tschinderle zu ihm nieder, das Seppele muß ihn noch hören. Und er schlägt ein großes Kreuz über den sterbenden Bruder, nicht anders wie ein Pfarrer.

Das Seppele ist bei all seinen Tadeln und Lastern doch ein guter Kerl gewesen. Hat zuletzt auch noch daran gedacht, wie bitter es ist, einem Bruder die Augen zudrücken müssen; hat sie deswegen vor dem Verscheiden noch selber zugetan.

„Wir wollen ihn droben bei den Knappen begraben", sagt Krummhändl.

Ja, der Goldgräber-Friedhof ist alte geweihte Erde; hat sie verdient, das getreue Seppele. Und sie spannen sich vor den Karren, jetzt alle drei vorn.

So ist das Leben: Hochzeitsgut wollten sie in das Gebirg bringen, und einen Toten fahren sie in das Grab.

26.

Wie könnte man nur den Hauptmann auf andere Gedanken bringen, daß er nicht mehr dem Seppele nachtrauert und die andern zwei jetzt nicht ärger vermißt als früher? Er muß ja nicht lachen und lustig sein, aber hören soll er auf einen, wenn man zu ihm redet, er soll nicht fasten und versauern. Der nasse Elias erzählt die ärgsten Geschichten von Schnapphähnen, Narren und Schelmen, und er schneidet dazu seine dümmsten Gesichter, sie haben den Nikolaus Tschinderle früher einmal wohl aus einem finsteren Geschau gelockt, aber die Luft ist trüb und dürr geworden, wie der Elias selber, verdient seinen alten Namen gar nicht mehr, denn er ist feucht nur mehr von Quellenwasser, und das ist keine wahre Nässe.

Es ist ein Jammer, wie die letzte Zeit an dem Hauptmann genagt hat, sein Gesicht ist klein worden wie ein Apfel, es ist rein, als tät ihn die Sonne fortschmelzen. Ist wohl jedem hart ums Herz, wie könnt es anders sein, drei Brüder sind ja verloren gegangen. Aber man kann nicht den Kopf in die Erden hineinstecken und immerfort traurig sein.

Ist eine schlechte Arznei, die Art des nassen Elias, denkt sich Krummhändl, so wird er den Hauptmann ewig nicht heilen. Man muß anders an sein taubes Herz klopfen. Und Krummhändl legt wieder einen langen, gelben Span zur Seite hin, es liegen dort ihrer schon ein paar, sind aus dem Fichtenholz geschnitzelt, das er in der Sonne ausgebreitet hat, und deutlich ist im Umkreis der Geruch vom warmen Pech.

„Jetzt hab ich genug Lichter", sagt er zu Nikolaus Tschinderle hin.

Kaum dreht er seinen Kopf her zu Krummhändl.

„Und jeder Span brennt seine hundert Schritt."

„Denkst denn noch immer daran?" fragt der Hauptmann müde.

„Jetzt erst recht", eifert Krummhändl. „Ich spür es am hellichten Tag, wie mich die Knappen in den Berg rufen."

„Schwör ab, Krummhändl, wir haben alle kein Glück."

„Wie kannst du so reden, Hauptmann? Wir zwei werden Glück haben, du und ich. In jeder Nacht träum ich dasselbe: Es ist Zeit. Bin ich nicht hundertmal in den Löchern droben gewesen? Ich kenne sie wie meinen Sack. Wir zwei zusammen werden in das richtige Loch einsteigen, und da drin wird das Gold sein, ein paar Kugeln, jede groß wie ein Kindskopf. Und dann lassen wir dieses verfluchte Gebirg."

„Wirst schon allein gehen müssen", sagt der Hauptmann.

„Ich muß dich mithaben."

Langsam wackelt der Kopf des Nikolaus auf dem dünnen Hals.

„Bedenk, Hauptmann, du wirst reich sein wie ein Fürst."

Was weiß Krummhändl von ihm, wenn er glaubt, daß ihn Gold verlocken könnt? Er brennt nach etwas Anderem, und das bleibt noch immer aus. Der Schwarze Zeno will seine Häscher nicht in das Gebirg schicken, daß sie den Ruhm des Nikolaus Tschinderle vollenden.

„Du mußt mit in den Berg!" drängt Krummhändl.

„Wenn es in meiner Hand stünd, tät ich auch dich zurückhalten."

Noch einige Weil liegt er dem Hauptmann in den Ohren, aber es ist umsonst, auch diese Arznei ist für Nikolaus Tschinderle zu schwach.

„So geh ich allein", trotzt Krummhändl und ladet sich das Bündel Späne auf.

„Wirst so leer zurückkommen wie jedes Mal", weissagt Elias.

„Es ist heut etwas in der Luft, ich spür es."

Es ist schon langweilig, mit Krummhändl über das Zweite Gesicht zu streiten, aber eine Antwort soll er haben; ist sie auch stumm, so ist sie doch deutlich, und er dreht ihm einen runden ledernen Vollmond zu.

Krummhändl schaut zum Berge Michaelhut hinauf, näher ist er heute als andere Male, blau leuchtet die Luft, und es glänzen die weißen Wolken über ihm. Oft ist man diesen Weg über die Alm zu den Knappenlöchern hinauf gegangen, aber es war nie ein so merkwürdiger Tag wie heute. Man hört kein Gewisper in den Zirbenbäumen, schlafen die Almhahnln, oder sind sie von der Alm fortgeflogen? Grüne Eidechsen laufen über den Speik hin, und weiter droben fliegen zwei schwarze Vögel dem Krummhändl voran. Er hat in dieser Gegend noch nie Bergdohlen gesehen. Sind sie heut ausgeschickt worden und weisen ihm nun den Weg zu seinem Glück? Lange bleibt das schwarze Vogelpaar vor ihm, auf einmal aber fliegt es über seinen Kopf zurück, da eräugt er hoch in der Luft den Adler; er schwebt seine Bögen über dem Ort, wo die alten Goldgräber ihre Stollen in den Berg hinein geschlagen haben.

Das Aug des Krummhändl ist lang bei dem Adler in der Luft gewesen, daß er den weißbärtigen Mann nicht sieht, der da auf einem Stein sitzt, wie auf einem Thron, und er hat seinen Hirtenstock zwischen den Knien. Wie aus dem Berg ist er gewachsen, und er nickt dem Krummhändl zu. Der meint bei dem ersten Blick auf ihn, er müsset ihn einmal in seinem Leben schon irgendwo gesehen haben, aber er kann ihm jetzt geschwind keinen Namen geben. Wird wohl ein alter Almhirt sein, und Krummhändl nickt zurück.

„Wo ist dein Vieh?" fragt er.

Der Alte schwingt den Stock langsam um sich, und seine schönen, mächtigen Augen gehen überall herum im Kreis; danach mag das Vieh hier auf der Alm verstreut sein.

„Ich muß es suchen", sagt er. „Wir haben den gleichen Weg."

So gehen sie denn eine Weile nebeneinander, keiner redet einen Ton. Das ist, denkt sich Krummhändl, der rechte Wanderer im Gebirg, fragt nicht, eilt nicht, und er leidet ihn neben sich, bis er den Berglöchern nahe ist.

„Jetzt bin ich am End", sagt er und nimmt die Späne aus dem Rucksack.

Der Alte nickt wieder.

„Ich werde hier ein wenig rasten", spricht er in seinen Bart hinein.

Und er steigt auf ein kleines Speikkögele, einen Büchsenschuß höher oben, und von dort aus sieht er alles, was Krummhändl tut. Der geht an ein schwarzes Tor im Berg, schlägt Feuer aus dem Stein und setzt es auf

einen Span. Dann bekreuzt er sich und dreht sich noch einmal nach dem Hirten um. Eben als er das Kreuz auf die Stirn gezeichnet hat, ist ihm nämlich eingefallen, wo er den alten Mann schon gesehen hat. So war auf einem Heiligenbild im Dorf daheim der Herrgott gemalt. Der hat den langen weißen Bart, die großen Augen und das gute, aber mächtige Geschau gehabt.

Der alte Hirt, sieht, wie Krummhändl in den Berg hineingeht. Immer noch rastet er und hat den Stock zwischen den Knien. Auf einmal donnert es über die Alm hin, es ist kein großes Sommergepolter, nur ein kurzes Murren, und es könnt ein Mensch nicht sicher sagen, ist es aus der Wolke droben gekommen oder aber aus dem Berg.

Jetzt nickt der Hirt nochmals, langsam hebt er sich aus dem Speik und dabei stützt er sich auf seinen Stock, als wär er uralt. Und dann geht er höher und höher zum Berge Michaelhut hinauf, gerad auf den blauen Himmel und die weiße Wolke zu.

(Fortsetzung folgt.)

Bärte sind staatsgefährlich.

Eine kleine Rasierchronik, wiedergegeben von **Werner Fuchs-Hartmann.**

„Ach, laß' mich ungeschoren!" Dieser Wunsch, der uns heute so leicht und dabei so widerspruchsvoll von den zumeist glattrasierten Lippen geht, wäre im alten Ägypten ohne Wirkung geblieben. In diesem „Land der heiligen Dämmerung", wie es bei Goethe in poetischer Verklärung heißt, mußte jedermann sein Gesicht den Bartscherern darbieten. Sogar die Pharaonen konnten sich dieser Forderung nicht entziehen — um ihre königliche Würde aber dennoch zu betonen, trugen sie einen künstlichen Bart, eine symbolische Auszeichnung, die auch die hohe Gemahlin für sich in Anspruch nehmen durfte.

Die Griechen der ältesten Zeit schätzten ebenfalls die glatte Rasur. Erst später kam für einige Zeit von Kleinasien her der Vollbart auf, der durch Schnitt und sorgfältige Pflege in Grenzen gehalten wurde. Als Alexander der Große daran ging, sich Ägypten zu unterwerfen, wandte ein Höfling ein, daß diese Eroberung kaum von Nutzen sein würde. Der König faßte den anderen am Bart und rief lachend: „Der hier nutzt dir ja auch nichts, und er steht dir doch!"

Alexander zeigte sich stets glattrasiert, und seine anfängliche Duldung des Bartes sollte bald ein Ende finden. Als nämlich die Griechen im Kampf mit den Persern eine empfindliche Schlappe erlitten, weil sie von ihren Gegnern am Bart gepackt wurden, ordnete Alexander durch Tagesbefehl für alle Soldaten die glatte Rasur an.

Im dritten Jahrhundert vor Zeitwende kamen griechische Barbiere aus Sizilien nach Rom. Dort hatte man bis dahin den Vollbart geschätzt, den man nur in erträglichem Maße stutzte. Publius Cornelius Scipio, der gefeierte Besieger Hannibals, war der erste Mann, der sich täglich rasieren ließ, wofür er in regelmäßigem Wechsel einen seiner acht „Tonsores" bemühte. In der römischen Kaiserzeit soll sich Julian Apostata sehr gewundert haben, bei seinem Regierungsantritt unter seinem Hofstaat nicht weniger als tausend Barbiere zu finden, die alle aussahen wie Senatoren in Prunkkleidern.

Bei den Germanen hat Wertschätzung und Behandlung des Bartes innerhalb der verschiedenen Stammesgemeinschaften oft gewechselt. In den Männergräbern der Bronzezeit fanden sich allgemein unter den üblichen Beigaben wiederholt reich ornamierte Schermesser. Karl der Große und seine Nachfolger trugen nur einen kräftigen Schnurrbart, dessen Enden nach unten hingen, Barbarossa und Heinrich IV. liebten einen kurz gehaltenen Vollbart. Doch dabei verblieb es auch — die Kreuzritter zogen bartlos in den Krieg.

Das ganze Mittelalter hindurch zeigte sich mit geringen Ausnahmen ohne Bart, der erst, und zwar zumeist in absonderlicher Form als Modelaune, zur Mitte des 16. Jahrhunderts vornehmlich bei Gecken in Gunst kam. Die Träger solcher Auswüchse mußten sich manchen Spott bieten lassen.

In der Folge des 17. und 18. Jahrhunderts standen Bart und Perücke ganz offenkundig in Wechselwirkung: je mehr die Perücke zur Geltung kam, desto stärker wurde der Bart verdrängt und bei der Einführung der Puder-Perücke und des Zopfes nahezu ganz aufgegeben. Friedrich der Große war stets glattrasiert, und Peter der Große besteuerte sogar die Bärte, um seine Russen wenigstens äußerlich dem europäischen Ideal anzupassen. Nur Bauern und Geistliche gingen mit ihren langen Bärten steuerfrei aus. Philipp V. von Spanien war ebenfalls dem Bart abhold, mußte allerdiegs dabei in Kauf nehmen, daß er mit dieser Einstellung den Unwillen des Volkes erregte.

Während des ganzen Rokokos war der Bart allgemein verpönt. Nur Schauspieler, die Mörder oder Straßenräuber spielten, trugen einen Schnurrbart. Kennzeichnend für diese Einstellung ist auch ein Bild von Watteau: In einer Szene des italienischen Schauspiels stellt der Künstler nur den Intriganten mit einem Spitzbart dar. Der Bildhauer Permoser, der ebenfalls einen Bart trug, fühlte sich gedrungen, zur Entschuldigung dieses ganz ungewöhnlichen Verhaltens ein ergötzliches Buch zu schreiben. Der Maler Gabriel Andreas Donath, der um 1735 in Dresden lebte, trug einen langen Bart aus Papier, und der Genfer Liotard war durch seinen auffallenden Bart mindestens ebenso berühmt wie durch seine Miniaturen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam von England her die Mode auf, einen kurz gehaltenen Backenbart zu tragen, aus dem sich später die „Koteletten" entwickelten. Diese Liebhaberei blieb auch während der Napoleonischen Zeit und der nachfolgenden Restauration bestehen.

Im übrigen jedoch bildete der Schnurr- und Kinnbart, vornehmlich in Deutschland, auch während der ersten Hälfte des 19 .Jahrhundert noch eine Ausnahme. Viele Kämpfer, die aus den Freiheitskriegen einen Bart mitgebracht hatten, legten ihn bald wieder ab — so ungewöhnlich schien er im Zivil. Graf Walewski, der ihn 1830 zum ersten Male in der Pariser Gesellschaft trug, erregte damit größtes und unliebsamstes Aufsehen, und Goethe, der nie in seinem Leben einen Bart gemocht hatte, war förmlich erschrocken, als ihm im Jahre 1831 der Maler Friedrich Preller nach der Rückkehr von seiner italienischen Studienreise in Weimar „mit einem abscheulichen Schnurrbart" gegenübertrat.

Diese Abneigung stand nur im Einklang mit dem Geschmack der Zeit. Friedrich von Gentz, die rechte Hand Metternichs, soll vor Erregung gezittert haben, wenn er in Gesellschaft auf Männer mit Bärten traf, und die schöngeistige Gräfin Hahn-Hahn machte sich bei jeder Gelegenheit in ihren Romanen über bärtige Männer lustig.

Amüsant ist während dieser Zeit die erstaunliche Wandlungsfähigkeit der „Bartdiktate" beim Militär. In der englischen Armee war der Schnurrbart bis 1840 streng verpönt, dann wurde er nicht nur geduldet, sondern sogar gesetzlich eingeführt. In Deutschland erwarb sich acht Jahre später der Bart bei den Soldaten allgemeine Beliebtheit. Als dann aber in der Hitze der innerpolitischen Auseinandersetzungen der Vollbart als staatsgefährliches Merkmal demokratischer Gesinnung angesehen wurde, war es schnell wieder mit aller Bartfreiheit vorbei. In Hessen-Kassel wurde sogar den Zivilbeamten das Tragen eines Vollbartes streng verboten.

Viele bekannte Feldherren machten die Bartmode überhaupt nicht oder nur vorübergehend mit. So hielt sich Moltke im reifen Mannesalter stets glattrasiert und unterbrach einmal einen Brief an seine geliebte Mutter eigens zu dem Zweck, um sich für den bevorstehenden Hofball noch einmal sorgfältig zu rasieren. Auch Wrangel begnügte sich mit einem winzigen, gezwirbelten Bärtchen und achtete mit großem Eifer darauf, daß zumindest seine Offiziere sauber rasiert waren. Als Wrangel noch Oberst war, meldete sich einmal bei ihm ein Major zum Dienstantritt. Der Regimentschef dankte. „Freut mir sehr, mein Sohn, dir kennenzulernen, hätte mir aber noch mehr jefreut, wenn ich dir an deinen Balbiertag kennengelernt hätte!" Der Major, der Wrangels derbe Art noch nicht kannte, war ob dieser Abfertigung schwer gekränkt und wollte sich beschweren. Wrangel hörte davon und rief erstaunt: „Muß mir doch nu sehr wundern, daß er sich über mir beschwert, wenn er sich nich balbiert hat . . .!"

Menschen ohne Sonne:

Schatten über USA.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Im ersten Augenblick fiel es mir nicht auf, als ich mit der Untergrundbahn in Newyork fuhr und die Menschen sah, die hier arbeiten und leben. Ich dachte, es sind Leute, genau so wie jeder andere Mensch, der auf eine Viertelstunde oder wenn schon auf einen ganzen Tag unter der Erde zu tun hat.

Zuerst aber war es ein Zeitungsjunge, der mich verblüffte. Wie? Was erzählte er? Seit einem Vierteljahr war er nicht mehr auf die Straße hinaufgekommen? Unmöglich, dachte ich. Aber bald stellte es sich heraus, daß er nicht der einzige ist.

In fünf bis sechs Stockwerken ist diese Subway, diese Untergrundbahn, gebaut. Mit ihren Expreßterrains und ihren Lokalzügen — Tag und Nacht ohne eine Pause durchrasen sie diese Insel — ist sie wie ein grauer, schmutziger Tunnel, und Millionen und wieder Millionen Menschen sind ihre Gäste. Drei Millionen allein bewegen sich des Morgens bei Geschäftsbeginn durch die Untergrundbahn zu ihren Arbeitsplätzen, und abends kehren sie heim, um eine halbe Stunde später vielleicht wieder „downtown" zu fahren. Jeden Tag. Da muß Vorsorge für viele Menschen getroffen werden. Es gibt tausend Berufe, welche die Leute zwingen, länger unter den Straßen zu bleiben. Es gibt Gasthäuser unter der Erde mit bequemen Zimmern, Lichtanlagen, wie oben über der Erde. Nur ist hier unten das Licht auf „Taglicht" abgestimmt. Auf künstliche Sonne. Luft kommt durch Sauger stets frisch von oben. Blumenläden gibt es, in Mengen. Geschäftshäuser für alles, was man braucht, von der Wohnungseinrichtung angefangen bis zu den Nähnadeln, Wäschestücken, Kleidern und Papierwaren.

Auch der Zeitungsjunge, der mich auf diese Menschen aufmerksam werden ließ, hat gar keine Zeit, den Weg hinauf zu suchen; er will es anscheinend auch nicht. Denn alle halbe Stunde erscheint eine neue Ausgabe, und die Millionen Fahrgäste wollen immer unterrichtet sein. So rast er, stets die neueste Ausgabe unter dem Arm, durch die Wagen, die durch offene Türen miteinander verbunden sind, und er weiß natürlich genau, an welcher Haltestelle ihm der Zuträger die neueste Ausgabe bringt. Er hat keine Zeit, er rast, er rennt tagaus und tagein durch die Züge. Er wird abgelöst von einem anderen, wenn er in eine Cafeteria geht, um zu essen, oder wenn er sich rasieren läßt oder ein Bad nimmt. Er hat eine Wohnung, eine kleine möblierte Kammer in der Nähe des Times Squares, und er denkt nicht daran, hinaufzusteigen, auf die Straße.

„Wozu?" fragt er. „Das Hinaufsteigen kostet Geld. Ich gebe nur Geld aus, ich verdiene keines. Hier aber verdiene ich es."

„Aber haben Sie denn keine Bedürfnisse, die Sonne, das Licht, die Welt, die Blumen, die Gärten, die Natur, das Menschsein?"

Der junge Mann schüttelte den Kopf. Er habe, erzählt er weiter, einige Papiere. Drüben bei der Canalstreet gibt es ein Börsengeschäft, wo er stets die Kurse von einem bequemen Lehnsessel aus verfolgen kann. Ja, und er hat auch eine Freundin, ein nettes Mädel, ist drüben an der Station der Zweiundvierzigsten beschäftigt. Koffergeschäft. Verdient gut. „Da fahren wir mal rund, treffen uns, unterhalten uns, gehen in das Kino! wir sehen dort immer das Neueste. Auch Theater gibt es, und ich schicke ihr manchmal Blumen. Wir haben uns schon etwas erspart. Wenn es soweit ist, dann werden wir es versuchen. Zusammen. Und ein kleines Haus haben, wirklich ein Haus droben, außerhalb der Stadt. Mit einem Garten. Und wirklichen Blumen. Vorerst aber muß gearbeitet werden."

„Und dann werden Sie also in die Cityhall fahren, um zu heiraten?"

Er denkt nicht daran, so weit herumzufahren und wieder fünf Cent Fahrgeld zu zahlen!

„Wieso nicht?"

„Das gibt es hier auch! Haben Sie es nicht gesehen? Dann will ich es Ihnen gern verraten. Wir haben nämlich auch ein Standesamt unter der Erde, mit einem richtigen Pastor, mit richtigen Trauzeugen und einem richtigen Trauschein, der uns ausgestellt wird. Und Blumen auch, und Hotel auch, auch, wenn wir schon die Flitterwochen unter der Erde verbringen wollten."

„Standesamt?"

„Ja!" ruft der Boy, und im nächsten Augenblick sprühen die Bremsen der Räder, der Expreß hält, eine neue Auflage der News Papers kommt, der junge Mann rast hinaus, holt sie, winkt mir noch zu und springt schon in den nächsten Train.

Langsam steige ich aus dieser unteren Welt empor.

Die Sonne steht breit und lachend am Himmel. Nachdenklich gehe ich weiter. Sehe die Menschen an. Sonderbar, daß ich keinen Unterschied finden kann. Mißgelaunt wandern einige an mir vorbei. Da muß ich an den Jungen denken, an sein Lachen, an den Jungen und an die vielen anderen, die unter den Straßen Newyorks leben, Menschen ohne Sonne . . .



Bunte Chronik



Der Tod der Hundesammlerin.

Wer nichts zu tun hat, schafft sich eine Arbeit. Eine betagte Engländerin hatte ihrem Leben dadurch einen Inhalt zu geben versucht, daß sie sich der herrenlosen Hunde annahm. Sie lebte in Namur in Frankreich. Dort ließ sie sich eine große Menagerie einrichten, in der die „verlorenen Tiere" Unterschlupf fanden. Bei ihrem Tode hatte sie in ihrer Sammlung bereits 58 Hunde. Kaum, daß einer dem anderen glich; es gab Dackel, Schäferhunde, Bernhardiner, Foxterrier und Kreuzungen aller Art bis zum unedelsten Straßenköter hinab. Aber der Tod der Hundefreundin bedeutete zugleich den Tod der verwaisten Kreaturen. In ihrem Testament bestimmte die alte Dame, daß sämtliche Hunde getötet werden sollten. Sie hätte auch verfügen können, daß die Tiere wie bisher weitergepflegt und gehegt werden sollten. Aber ihr Mißtrauen gegen die Menschen war zu groß. So wurden in der Nähe von Namur jetzt insgesamt 58 Hunde durch tierärztliche Injektionen vom Leben in den Tod befördert.



Lustige Ecke



Der Humorbegabte.



„Ja, jetzt hab' ich nur noch das Paar Schuhe übrig. Sie sind sieben Nummern zu groß, wollen wir sie aber spaßeshalber nicht auch anprobieren?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.